
Das aktuelle Thema

ANTHROPOLOGIE

Rassenkunde und Geschichte: Bemerkungen zu einer verhängnisvollen Nachbarschaft

Frank G. Fetten

"Warum dieser Titel?" wird sich so Mancher fragen, wäre doch in Entsprechung des Themas der Marburger Tagung die Paarbildung «Anthropologie und Urgeschichte» naheliegender. Doch ist hier nicht oder zumindest nur am Rande das heutige Miteinander der beiden modernen Disziplinen gemeint, sondern jene Phase gemeinsamer Forschungsgeschichte, als eben historische und anthropologische Fächer sich unter dem Stichwort «Rassenkunde» einem gemeinsamen Anliegen verpflichtet sahen.

Der Begriff «Rassenkunde» ist heute diskreditiert. Die Assoziation geht gleich in Richtung auf «Rassismus» und spricht damit die fatale Entwicklung an, die dieser Terminus im Wortschatz des 18. bis 20. Jhds. durchlaufen hat; anfangs noch in humanistischer Tradition, später in noch wissenschaftlich zu nennenden Disputen verwendet, wurde er im Verlaufe der 2. Hälfte des letzten Jhds. mehr und mehr in ideologisches Fahrwasser gezogen, bis er schließlich politisch instrumentalisiert zur Rechtfertigung auch der Greuelthaten unserer jüngeren Vergangenheit herhalten mußte. Soweit herrscht wahrscheinlich Einigkeit. Jenseits dieser oberflächlichen Distanzierung von dem Lehrfach «Rassenkunde», das es ja gerade in Deutschland bis 1945 gegeben hatte, existiert meinem Gefühl nach jedoch - zumindest in der jüngeren Generation - eine große Unsicherheit über die Frage, was denn damals die Archäologie dazu verführte, sich inhaltlich so dem Interpretationsmuster der sogenannten «Rassenkundler» unter den Anthropologen anzunähern, daß es zu jener verhängnisvollen Verquickung wissenschaftlicher und ideologischer Argumente kam, wie man sie z.B. in den Geschichtsbüchern der 30er Jahre nachlesen

Das aktuelle Thema: Anthropologie

kann.

Diese Frage nach dem "was?" im engeren Sinne bzw. nach dem "warum?" liegt bereits jenseits der Oberfläche gemeinsamer und gefahrloser Distanzierung, die ich oben ansprach. Eine nähere Beschäftigung mit dem Inhaltlichen ist heute tabuisiert, und die erste Frage, die gestellt werden muß, ist diejenige, ob ebendieses Tabu der Frage nach seiner Berechtigung standhält. Diese Frage ist heikel, da sie viele Befindlichkeiten berührt, doch sollte sie und ihre Beantwortung uns immer präsent sein, sollte dieses Tabu einen Sinn haben und behalten. Denn ein Tabu kann nur so lange bestehen, wie seine Befolgung einleuchtet; insofern müssen wir mit dem Paradoxon leben, daß erst ein gut begründetes und folglich zumindest im Inneren diskutiertes Tabu langfristig seine Funktion erfüllt.

Warum also sprechen wir heute nicht mehr über «Rassenkunde»? Hat sich das frühere Lehrfach «Rassenkunde» wissenschaftlich diskreditiert, so daß wir heute mit Fug und Recht die ganze Literatur von vor 1945 als pseudowissenschaftlich abtun können? Oder ersetzte man nach 1945 nur ein altes durch ein neues Paradigma, welches seine Dominanz letztlich auch nur politischer Förderung verdankte? Betrachtet man die wissenschaftliche Literatur sowohl vor als auch nach 1945, in Europa wie in Nordamerika, so kann man m.E. nicht anders als zu konstatieren, daß die meisten der von den sog. «Rassenkundlern» aufgestellten Thesen und vermeintlichen Ergebnissen als Trugbilder aus ideologisch geblendeten Blickwinkeln zu bezeichnen sind. Auf die nähere wissenschaftliche Begründung dieser Position vermag ich hier aus Platzgründen nicht einzugehen. Die moderne Anthropologie, welche den Begriff «Rasse» und seine Weiterungen wie «Rassenpsychologie» oder «Seelenkunde» ganz aus ihrem Wortschatz gestrichen hat, ist heute so vorsichtig und zugleich methodisch kritisch in ihren historischen Interpretationen, daß die Vorstellung abwegig zu nennen ist, die moderne nicht-rassenkundliche Forschung wäre genauso einseitig und daher letztlich unwissenschaftlich wie die frühere rassenkundliche. Ich komme auf die Frage zurück, warum wir also schon das Wort «Rassenkunde» tabuisieren, wenn es inhaltlich doch so leicht als wissenschaftlich wertlos zu erweisen ist. Ich glaube, daß Scham und Bestürzung dazu veranlassen, Bestürzung angesichts der Tatsache, daß unser eigenes Fach zumindest geistige Hilfestellung zu einer menschenverachtenden Politik geleistet hat. Darauf baut der Wunsch auf, eine solche Entwicklung nicht wieder zulassen zu wollen, darauf der Versuch, durch Negation dieses bösen Vermächtnisses die jüngeren Generationen davor zu bewahren. Mit anderen Worten: ein Tabu aus ethisch-idealistischen Erwägungen heraus. Ich persönlich kann dem beipflichten, allerdings mit leichtem Unbehagen. Ich halte es nämlich für eine zu optimistische Erwartung, daß durch die Tabuisierung auch das Problem selbst auf Dauer gelöst werden kann. Mir scheint es in den Wissenschaften sinnvoller, sich die Probleme bewußt zu machen, als den Mantel des Vergessens über

sie zu breiten. Denn unter wissenschaftlich Arbeitenden erwächst aus der Unkenntnis eher die Neugierde, als der Unwille, und diese naive, anfangs ganz harmlose und sich dann u.U. wieder einmal verhängnisvoll auswirkende Neugierde soll ja gerade nicht durch Unkenntnis herangezüchtet werden.

Soweit zumindest meine Meinung. Ich plädiere deshalb dafür, im Fach Ur- und Frühgeschichte diesen Teil unserer Forschungsgeschichte nicht zu verheimlichen, sondern in den Seminaren insoweit anzusprechen, als es notwendig ist, die fatale Entwicklung bewerten zu können. Denn ich halte es für sehr wichtig, daß wir Jüngeren lernen, wann und unter welchen Bedingungen der Schritt von der noch zu der nicht mehr harmlosen Wissenschaft passierte. Der frühere Wunschtraum von den wertfreien und nur sich selbst genügenden Wissenschaften weicht inzwischen mehr und mehr der Vorstellung eines Albtraumes einer sich um keine Konsequenzen scherenen Forschung. Deswegen sollte m.E. jede Generation von Studenten dieses Lehrbeispiel einer schleichenden Vergiftung einer Wissenschaft kennen, - einer Wissenschaft, welche sich ursprünglich dem humanistischen Ziel verpflichtet gefühlt hatte, durch das Studium der Menschheit das Los ebendieser zu verbessern, und welche endlich sich nicht scheute, dieses Schicksal auch als Euthanasie zu begreifen. Ich halte es für wichtig, daß wir aus der Forschungsgeschichte unseres Faches, besonders der 2. Hälfte des letzten Jhds. lernen, wann der zwar waghalsige, aber noch kontrollierte Disput umkippte in eine ideologische und politisierte Auseinandersetzung. Wollen wir eine ähnliche Entwicklung in Zukunft vermeiden, dann nur dadurch, daß wir uns an der eigenen Geschichte ermahnen. Insofern sollten wir dieses dunkle Kapitel zwischen GOBINEAU und KOSSINNA, zwischen PENKA und GÜNTHER nicht verdrängen, sondern als Mahnmal betrachten. Und ein wirksames Mahnmal darf nicht im Unsichtbaren stehen, sondern muß wenigstens von Zeit zu Zeit auch bewußt beleuchtet werden.

Ich komme zurück zu dem Begriffspaar «Rassenkunde und Geschichte», für dessen Zusammenstellung ich noch eine Erklärung schuldig bin. Ich sehe sie in Kontrast zur modernen Anthropologie oder Humanbiologie bzw. zur modernen prähistorischen Archäologie. Hinter dem Wandel der Termini steht jedoch mehr als ein etwaiger Etikettenwechsel. Denn tatsächlich war damit ein Paradigmenwechsel verbunden, den annähernd gleichermaßen beide Disziplinen absolvierten und damit forschungsgeschichtlich ihre Parallelisierung im Gebäude der Wissenschaften verdeutlichen. In der Hoffnung, die Situation im Fache Anthropologie richtig zu beurteilen, glaube ich behaupten zu können, daß im Verlaufe des 19. Jhds., als diese beiden Disziplinen sich langsam herausbildeten und methodisch verselbständigten, das gemeinsame Band der Wunsch war, «Geschichte» im engeren Sinne schreiben zu können. Am prähistorischen Skelett wie am Artefakt arbeitende Forscher waren beide von der Möglichkeit überzeugt, historisch reale und wirkungsvolle Einheiten - sprich Stämme und Völker - und ihre Aktionen - sprich Wanderungen

Das aktuelle Thema: Anthropologie

und Eroberungen - rekonstruieren zu können. Beide Disziplinen waren damals von dem Glauben erfüllt, durch exakte Analyse ihrer Quellen historische Ereignisse zumindest in groben Umrissen ermitteln und als zugrunde liegenden Wirkkräfte die postulierten Rassenwesenheiten benennen zu können, - ein naiv positivistischer Irrglaube, wie wir heute wissen. Teil des wissenschaftlichen Paradigmenwechsels in unseren Disziplinen ist eben die Erkenntnis, daß wir nicht in der Lage sind, aus unseren Quellen «Geschichte» im engeren Sinne herauszulesen. Als noch illusionärer hat sich der Versuch herausgestellt, die in der Urgeschichte vermeintlich gefundenen Stämme und Völker mit jüngeren politischen Gruppierungen zu verbinden, um auf diesem Wege moderne politische Konflikte in die prähistorische Vergangenheit zu übertragen und durch die so suggerierte tiefe historische Dimension ein gleichsam «naturgesetzliches», nämlich rassisches Konfliktpotential als unvermeidbar darzulegen. (Dazu später noch ein kurzes Beispiel.)

Die methodische Basis der anthropologischen «Rassenkunde» lag im typologischen Ansatz, der sich zumeist an extremen Merkmalen orientierte, diese als Ausdruck unterschiedlicher Wesenheiten auffaßte, welche untereinander entweder nicht michtbar seien oder höchstens angeblich «minderwertige» bzw. «entartete» Formen hervorbrächten (1).

Bevorzugtes Kriterium für die Aussonderung physisch anthropologischer Typen war das Verhältnis zwischen Breite und Länge des Kraniums. Der schwedische Anatom Anders RETZIUS stellte diesen sog. Längenbreitenindex in der Mitte des 19. Jhds. als bestes und in der Folge häufig einzig benutztes Unterscheidungsmerkmal vor (RETZIUS 1858). Nach ihm richteten sich mehrere Generationen von Anthropologen bis in unser Jahrhundert hinein (Abb.).

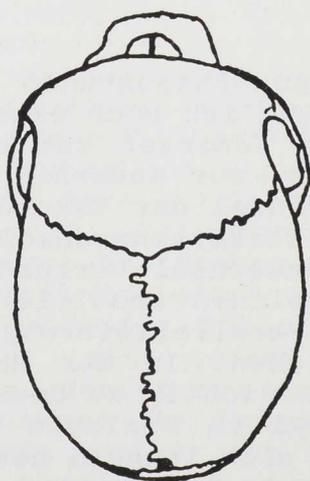


Fig. 1 - Crâne dolichocéphale

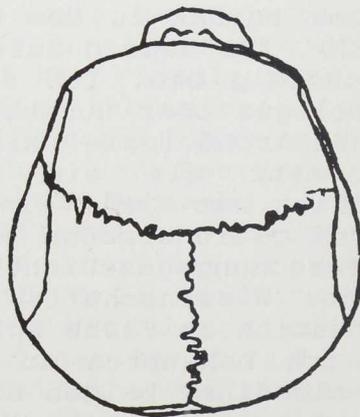


Fig. 2 - Crâne brachycéphale

Abb. Kranialformen nach PITTARD 1924, 47 (2)

Nach der Vorstellung des späten 19. bis frühen 20. Jahrhunderts wurden morphologisch ähnliche Skelettfunde als Reste einer physisch, psychisch, kulturell wie ethnisch zusammengehörenden Bevölkerung aufgefaßt. Diesem Denkmodell entsprach der Terminus «Rasse». Er implizierte eine historisch reale, archäologisch wie anthropologisch faßbare Einheit. Fand man innerhalb einer Fundstelle zwei oder gar mehr verschiedene «Typen» - heute würde man höchstens von «kranio-metrischen Variationen» sprechen - und fand sich mit diesen ein archäologischer Artefaktbestand, den man beim damaligen Forschungsstand als Mischinventar ansprechen konnte, so war der Schluß nahezu zwangsläufig, hierin ein Nebeneinander zweier Rassen und eine ethnische Überlagerung durch Einwanderung einer der beiden Bevölkerungsteile zu sehen.

Wesentliches Axiom dieses Denkens war die Konzeption der Unwandelbarkeit der «Rassen». Die einzig mögliche Änderung erfolgte durch Vermischung und erbrachte Hybridformen, «Bastarde» im negativen Wortsinne. Aufbauend auf der Vorstellung des schwedischen Botanikers LINNÉ von der Unveränderlichkeit der Spezies, der Art, glaubte man auch an eine entsprechende Konstanz der Rasse, verstanden im Sinne der Subspezies, der Unterart (3). Vor der Akademie der Wissenschaften zu Paris umschrieb z.B. André SANSON (1866,419) sein Verständnis von «Rasse» wie folgt:

(Ich zitiere in Übersetzung:) "Die Rasse ... ist der Ausdruck eines Naturgesetzes, entsprechend der Art. Die Individuen gleicher Rasse reproduzieren sich untereinander unbeschränkt mit ihrem eigenen Typus. Die Tatsache unbeschränkter Fortpflanzung allein reicht aus zur Bezeichnung der Art; die beständige Verfielfältigung eines bestimmten Typus' bezeichnet die Rasse. Darüberhinaus ist wesentlich, worin die typischen Eigenschaften der Rasse bestehen. Ich werde dies am Beispiel der Haustiere aufzeigen, an denen ich meine Beobachtungen gewonnen habe ... Bei den Säugern ist der Rassetypus durch die Übereinstimmung des Schädelbaus gewährleistet. Zwischen Individuen derselben Rasse schwanken allgemeine Form der Schädel- und Gesichtsknochen wie deren Größenbeziehungen nie. Immer haben zwei reinrassige Individuen unterschiedlichen Geschlechts denselben Schädeltyp und denselben Gesichtstyp, d.h. sind gleicher Rasse und zeugen kein anderes Individuum, das nicht exakt dasselbe Merkmalsbild aufweist. Niemals z.B. hat ein Dolichocephaler [- also ein «Langschädlicher» -] einen Schädel hervorgebracht, dessen beide Durchmesser annähernd gleich wären, genauso wenig wie die Brachycephalen [- also die «Rundschädlichen» -] einen länglichen Schädel."

In diesem Zitat kommen alle wesentlichen Elemente der damaligen Vorstellungswelt zum Ausdruck: die Ableitung aus der Biologie; die Annahme einer Konstanz der Rasse; das Beispiel der Haustiere und ihre «Reinrassigkeit» als Zuchterfolg, d.h. die Machbarkeit der «Rassereinheit» durch den Menschen bzw. ihre Beherrschbarkeit durch die Technik; die Verkürzung auf die Morphologie des Kraniaums; die Übertra-

gung auf den Menschen unter Annahme eines naturgesetzlichen, also zwangsläufigen Klassifikationsschemas.

Zwar gingen die Anthropologen nicht so weit, ihre Rasetypen taxonomisch korrekt durch ein einziges Individuum zu definieren. Aber innerhalb eines mehrere Individuen umfassenden Schädelfundes sortierte man nach Rasetypen, negierte die Möglichkeit der Variabilität eines solchen Typus' und versuchte ein Idealbild zu erfassen und in einem einzelnen Schädel zu veranschaulichen. Beispiele für diese Vorgehensweise finden sich bei französischen Anthropologen wie Philippe SALMON (1895), welcher die neolithischen Schädel dergestalt «rassenkundlich» klassifizierte. Der sog. «rundschädelige Typus von Furfooz», benannt nach einer jungneolithischen Bestattungshöhle in Belgien, wurde nach dieser Methode über einen einzigen Unterkiefer [sic!] aufgestellt. Und noch dem idealistischen «Téviéc-Typus» - von der Anthropologin Denise FEREMBACH (1973) in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts nach einem mesolithischen Fundort in der Bretagne benannt - lag ebenfalls nur ein Schädel zugrunde!

Diese Sichtweise ist durch das moderne Populationsdenken aufgebrochen. Nicht mehr der Einzelfund und seine Zuordnung zu einem festen Typus, sondern die raumzeitliche Zusammenschau und die Variabilität innerhalb einer gegebenen Population bestimmen die paläoanthropologische Modellbildung. Wie sich im Gegensatz zum alten «Téviéc-Typus» die Skelettpopulation des Fundortes Téviéc heute darstellen läßt, kann man modernen Publikationen entnehmen: Hier streuen die Maßangaben der vermessenen Kranien dieser Fundstelle über fast das ganze Spektrum, das durch europäische Jungpaläolithiker und Mesolithiker vorgegeben wird (HENKE 1983,285; 1986,354)! Der idealistische «Typus von Téviéc» kann in heutigen Populationsmodellen folglich keine Rolle mehr spielen.

Veränderungen in Raum und Zeit waren innerhalb des alten Systems durch Wanderungen und Mischungen verstehbar. Dieses Erklärungsmuster führte zu heute nur noch grotesk anmutenden Wanderungshypothesen. Weil eben die Rassen unveränderbar wären und alle Individuen gleichen Merkmalbildes zu einer Wesenheit gleich «Rasse» gehören sollten, mußte man geradezu weitausgreifende Bevölkerungsverschiebungen postulieren, um das Vorhandensein ähnlicher morphologischer Erscheinungen in verschiedenen Erdteilen verstehen zu können (4).

Die großen historischen Hypothesen, die wir heute nur als haltlose Spekulationen bezeichnen können, wurden hinfällig, als sich die Erkenntnis durchsetzte, daß die damals zur Rassenklassifikation bevorzugt herangezogenen Schädelindices eben nicht in der Generationsfolge konstant bleiben, ja noch nicht einmal die Geschwister derselben Eltern über dieselben Merkmale verfügen müssen. Die genetischen Forschungen dieses Jahrhunderts, aber auch schon vorher die Berücksichtigung umweltlicher Einflüsse, haben die Vorstellung der «Konstanz der Rasse» wie erst recht das ideologische Trugbild der «Reinrassigkeit» ad absurdum ge-

führt.

Zeitgenössische, betont antirassistische Aussagen - z.B. bei Rudolf FEUSTEL (1976, 196f) - wären vor 100 Jahren genauso als unwissenschaftlich abqualifiziert worden, wie wir heute die Sichtweisen damaliger Anthropologen und Urgeschichtler als unhaltbar erkennen. An einem Beispiel möchte ich illustrieren, wohin die Glaubensgewißheit der «Unveränderlichkeit der Rasse» führte und wie harmlos die erste Grenzüberschreitung vom wissenschaftlichen Disput zur politischen Auseinandersetzung begann:

Ich wähle das Beispiel der «Rundköpfe» oder «Brachycephalen». Darunter verstand man ganz simpel alle Menschen mit einem relativ gerundeten Schädel, ein Merkmal, welches einfach durch das Verhältnis von Schädelhöhe zu -breite ausgedrückt wird. Diese «Rundköpfe» nun wurden früher als eigene Rasse angesehen. Da die bekannten paläolithischen Skelettfunde alle als langköpfig klassifiziert wurden, lag der Schluß nahe, in diesen «Rundköpfen» eine ursprünglich in Europa nicht heimische, also fremde und erst im Verlaufe der Urgeschichte eingewanderte Rasse zu begreifen. Diese Erkenntnis hatte weitreichende psychologische Folgen, da im Zeitalter des Nationalismus jedes europäische Volk darauf erpicht war, seine aktuellen politischen Positionen historisch zu untermauern. Die Folge waren Versuche auch der Archäologen und Anthropologen ihre Funde als Beweise im anfangs noch bloß intellektuellen Wettstreit einzusetzen. Ich zitiere im Folgenden kurz drei Stellungnahmen zum «Brachycephalenstreit» in der 2. Hälfte des 19. Jhds., dabei je einen Franzosen, einen Italiener und einen Deutschen zu Wort kommen lassend:

Die französischen Forscher sahen in diesen «Rundköpfen» asiatische Einwanderer zu Beginn der Jungsteinzeit und die Begründer des Neolithikums in Europa. Aus verschiedenen Gründen identifizierten sich viele Franzosen als Nachfahren dieser ja unveränderlich gedachten Rasse und werteten diesen prähistorischen Rassetypus deswegen positiv. Stellvertretend für diese Schule sei hier der berühmte Gabriel de MORTILLET (5) zitiert:

"Mit den Brachycephalen hielten Totenverehrung, Religiosität, die Industrie der Töpferei und des geglätteten Beiles mit Handgriff, der Bogen, die Haustiere und die Landwirtschaft ihren Einzug."

In diesen harmlos klingenden Formulierungen steckte somit der Anspruch des französischen Chauvinismus, daß die wichtigsten Errungenschaften der europäischen prähistorischen Kulturen zuerst auf französischem Boden und von den Vorfahren der heutigen Franzosen geschaffen worden waren. Die später als «Kelten» apostrophierten «Rundköpfe» als Kulturbringer! Die Versuchung, bei dieser Vorstellung eher belustigt zu reagieren, vergeht einem jedoch spätestens dann, wenn man weiß, daß Gustav KOSSINNA seine 'germanische Archäologie als hervorragend nationale Wissenschaft' explizit als Gegenwehr gegen eine vermeintlich zu bekämpfende französische «Keltomanie» verstand (6)!

Das aktuelle Thema: Anthropologie

KOSSINNA war allerdings nur der Exponent dieser Gegenwehr. Schon dreißig Jahre vor ihm wehrten sich die nicht-französischen Urgeschichtler gegen den französischen Anspruch. Aus italienischer Sicht urteilte der Anthropologe Giuseppe SERGI (1898,7):

"Die neue, von Asien hergekommene Bevölkerung gehörte einem von den ursprünglichen ganz abweichenden Stamme an; namentlich durch ihre osteologischen Charaktere ... war sie ganz verschieden. Sie hatte auch abweichende Sitten, und, obwohl sie die Bronze kannte, war sie doch viel wilder und stand auf einer niedrigeren Bildungsstufe als die ursprüngliche Bevölkerung. Heute hat sie ihre Vertreter in den Kelten, Slaven und südlichen Germanen zurückgelassen..."

Das Geschick, mit dem hier SERGI in wenigen Sätzen den französischen Anspruch zurückweist und fast ins Gegenteil verkehrt, muß anerkannt werden, handelte es sich hierbei ja noch um die Phase des bloß intellektuellen Wettstreites: Die «Rundköpfe» sind für SERGI erst bronzezeitlich, weshalb die Franzosen folglich keinen Anspruch auf die Erbschaft der neolithischen Kulturbringer erheben konnten. Die zumindest zweifelhafte Ehre, Nachfahren dieser wilden Gesellen zu sein, müssen sich die Franzosen zudem mit den Slawen und Deutschen teilen, - eine schon fast beleidigende Unterstellung! Und so ganz am Rande hat SERGI durch die Abqualifizierung von Kelten, Slawen und Germanen seine eigenen mediterranen Italiker als zwangsläufig übrig bleibende Rasse positiv abgehoben.

Der deutsche Standpunkt war schon damals demgegenüber plump und auftrumpfend, wie es der Stimmung des mit unterdrückten Minderwertigkeitskomplexen kämpfenden deutschen Bürgertums der Gründerzeit entsprach. Der selbsternannte Prähistoriker Ludwig WILSER (1899,6) sei hier stellvertretend für viele polemische Stimmen im «Brachycephalenstreit» zitiert:

"Geschichtliche Namen für diese fremden Eindringlinge fehlen ... Ebenso wenig haben die Rundköpfe unserem Weltteil Kultur gebracht; jederzeit standen die europäischen Völker an Gesittung hoch über den westwärts drängenden Asiaten ... Die den unwirtlichen, von den Germanen verschmähten Teil der skandinavischen Halbinsel bewohnenden Lappen, ein rein rundköpfiges Volk, sind aus Asien ... vorgedrungen. Die Finnen stellen ein sehr altes Mischvolk dar; ihre ganze Gesittung verdanken sie den benachbarten Germanen."

Erkennbar sind hier schon der Blick nach Norden, die Abwertung aller sog. rundköpfiger Rassen - waren doch die skandinavischen Germanen langköpfig! - sowie der Glaube, daß eine solch' kulturell minderbemittelte Rasse höchstens durch Kontakt mit den Germanen an Kultur und Bildung gewinnen könnte.

Zieht man ein Resumée, so erinnert dieser hier kurz angerissene Gelehrtenstreit bereits fatal an die Frontstellun-

gen des 1. Weltkrieges.

Ich beende hier meinen Rückblick in den Teil unserer Forschungsgeschichte, der zugleich die Vorgeschichte für den Rassismus unseres Jahrhunderts bildete. Die Konsequenzen aus dem Beschriebenen sind für jeden Leser guten Willens evident und doch so schwer zu ziehen. Ich erinnere nur an die Diskussion über den Golfkrieg, als beide Seiten hier im Lande (zumindest offiziell) ihren Standpunkt - pro und contra - aus Konsequenzen unserer eigenen Geschichte ableiteten.

Zum Abschluß möchte ich jedoch noch darauf hinweisen, daß auch ohne «Rassenkunde» das Problem weiterbesteht, nicht nur in Südafrika, sondern überall dort, wo Minderheiten gleich welcher Definition leben. US-amerikanischen Anthropologen bzw. Soziologen (LITTLEFIELD, LIEBERMANN & REYNOLDS 1982) haben zu Beginn der 80er Jahre die aktuelle Rassenproblematik in den östlichen USA analysiert und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß auch nach dem Verschwinden des offiziellen Rassenbewußtseins gegenüber den Schwarzen das Problem weiterlebt, freilich in versteckter und gewandelter Form. An die Stelle der diskriminierten Schwarzen ist nämlich peu à peu die Minderheit der *Hispanics* getreten, also eine Gruppe welche sich eben kaum durch physische Besonderheit auszeichnet und deswegen auch im streng anthropologischen Sinne gar nicht als «Rasse» bezeichnet werden könnte. An die Stelle der Hautfarbe ist vielmehr die Sprache getreten, an die Stelle eines genetischen also ein kulturelles Merkmal. Ungeachtet dieser Verschiebung im wissenschaftlichen System ist das Verhalten der kulturellen Oberschicht - der «white Anglo-saxon Protestants» - der bevorzugt diskriminierten Minderheit gegenüber gleichgeblieben. Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß das hinter dem Rassismus stehende Denkmuster eben nicht durch Tabuisierung der anthropologischen «Rassenkunde» behoben werden kann, sondern viel flexibler reagiert auf gesellschaftliche Erscheinungen als gemeinhin bewußt.

In diesem Zusammenhang ist es beruhigend zu hören, daß in Nordamerika zumindest die Intellektuellen immer selbstkritischer werden. Einem Zeitungsartikel war jüngst zu entnehmen, daß an so manchen Universitäten neben klassischem Rassismus und Sexismus nun auch weiterführend all das verpönt sein soll, was dort als «lookism» bezeichnet wird, also all jene Verhaltensweisen, bei denen man sich vom Augenschein und somit vom Äußeren einer Person leiten läßt. Wie erfolgreich diese Selbstkritik sein kann, wird sich erweisen, doch sollte man nach aller historischen Erfahrung nicht zu optimistisch sein. Zumindest einer Erkenntnis müssen wir uns stellen: So, wie m.E. das ethisch-idealistisch begründete Tabu über die «Rassenkunde» kaum Bestand haben kann ohne gelegentliche Erörterung des Themas, so können wir als Kulturhistoriker im weiteren Sinne es uns nicht leisten, die inkriminierten Eigenschaften und Verhaltensweisen des Menschen aus unseren Modellen einfach zu streichen. Mit anderen Worten: Wir müssen lernen, mit dem Paradoxon zu le-

Das aktuelle Thema: Anthropologie

ben, auch dasjenige in unserer täglichen Arbeit in Rechnung zu stellen, was wir persönlich ablehnen und in unserer eigenen Lebensführung zu verdrängen versuchen.

Anmerkungen

(1) Eine Illustration zur Aufteilung der Rassen in «reine = ursprüngliche» und «gemischte» findet sich bei Paul BYSSENS 1936, Abb. 10

(2) Eine Illustration zu den beiden Extremen der Dolichocranen (= «Langschädeligen») und Brachycranen (= «Rundschädeligen») findet sich bei Eugène PITTARD 1924, 47

(3) Carl von LINNÉ (LINNAEUS) 1707-1778.
Das 18. Jhds. verharrete in der auf Plato und Aristoteles zurückgehenden Tradition der unveränderlichen Art, wie sie in LINNÉs oft zitiertem Satz von 1751 zum Ausdruck kommt: *"Es gibt soviele Arten, wie viele verschiedene Formen das unendliche Wesen (Infinitum Ens) vom Anfang an hervorgebracht hat."*

(4) Als Beispiel für eine der um die Jahrhundertwende noch üblichen weitgespannten Wanderungshypothesen mag hier Guiseppe SERGI (1897) zitiert werden. Der italienische Anthropologe vermeinte eine Herkunft der im Mittelmeerbecken sesshaften Bevölkerung aus Zentralafrika belegen zu können; im Zuge dieser Wanderungsbewegungen sollen in der frühen Metallzeit sogar Pygmäen bis in die Schweiz gelangt sein!

(5) Gabriel de MORTILLET (1897), hier zusammenfassend zitiert in den Worten G. PAPILLAUTs in seiner Rezension von 1898.

(6) Gustav KOSSINNA in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 6, 1896, 1: *"Die Rückseite der Keltenfrage ist für Deutschland die Germanenfrage."*

Literatur

BYSSENS, P. Les trois races de l'Europe et du Monde. Leur génie et leur histoire. Bruxelles 1936, Abb.10

FEREMBACH, D. Les hommes du bassin méditerranéen à l'Épipaléolithique. Fundamenta B/3 Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa. Teil VIII A, Köln 1973, 1-27

FEUSTEL, R. Abstammungsgeschichte des Menschen, Jena 1976

HENKE, W. Faktorenanalytischer Versuch zur Typisierung der Jungpaläolithiker und Mesolithiker Europas. Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 73, 1983

Das aktuelle Thema: Anthropologie

HENKE, W. Die magdalénienzeitlichen Menschenfunde von Oberkassel bei Bonn: Das Skelettmaterial - eine Inventur. Bonner Jahrbücher 186 (Festschrift für H. von Petrikovits), 1986, 317-366

LITTLEFIELD, A., L. LIEBERMANN & L.T. REYNOLDS. Redefining Race: The Potential Demise of a Concept in Physical Anthropology. Current Anthropology 23, 1982, 641-647

PAPILLAUT, G. Rezension von G. de MORTILLETs Formation de la nation français, Paris 1897. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 3, 1898, 38

PITTARD, E. Les races et l'histoire. Introduction ethnologique à l'histoire. Paris 1924

RETZIUS, A. Blick auf den gegenwärtigen Standpunkt der Ethnologie in Bezug auf die Gestalt des knöchernen Schädelgerüsts. Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin, 1858, 106-147

SALMON, P. Types craniens néolithiques. Revue mensuelle de l'Ecole d'anthropologie de Paris 5, 1895, 407-413

SANSON, A. Caractéristique de la race. Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des sciences 63, 1866

SERGI, G., Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Leipzig 1897

SERGI, G. Über den sogenannten Reihengräbertypus. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 3, 1898

WILSER, L. Die Rundköpfe in Europa. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 4, 1898

Dr. Frank G. Fetten
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Domplatz 20-22
4400 Münster